

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

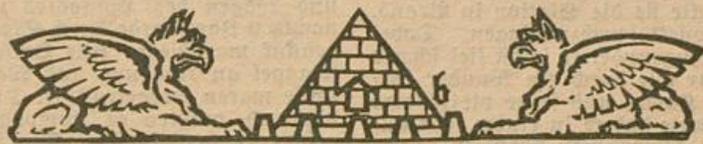
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

22.4.1934 (No. 16)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 16



22. April 1934

## F. Greiff / Zur Flurnamendeutung

„Brennowitsch, das stimmt nicht.“ Diese Antwort habe ich vor mehreren Jahrzehnten einem Kommilitonen erteilt auf die Behauptung hin, das heutige Deutschland sei in sog. vorgeschichtlicher Zeit von Völkern hebräischer Zunge bewohnt gewesen. Durch die bloße Namensnennung stehen wir, nebenbei gesagt, schon mit einem Bein im Altkestikum drin. Die Eigennamen Brennovi und Obrennovi enthalten nämlich im Stamm das altkeltische Wort braine, latinisiert brennus, zu deutsch „Fürst“. Bei uns ist dies Fremdwort u. a. noch in dem Namen Mallebrein enthalten, verbunden mit altkeltisch mal „Berg“. Mallebrein heißt somit „Bergfürst“, unter Umständen auch „Fürstenberg“.

Wie ist nun dieser „Fürstsohn“ zu obiger Meinung gekommen? So befremdend seine Behauptung klingt, so nahe liegt der Irrtum, auf dem sie beruht. Es finden sich nämlich eine gewisse Anzahl der uns aus der Bibel bekannten Flurnamen des heiligen Landes — meist nur wenig verändert — auch in Mitteleuropa vor. Gemeint sind damit natürlich nicht die aus neuerer Zeit stammenden Benennungen abendländischer Wohnstätten nach biblischen Orten, wie Bethel, Bethanien oder Bethesda, sondern nur uralte, bodenständige Flur-, Fluß- und Ortsnamen, deren Beziehung zum heiligen Land unserm Volk meines Wissens völlig unbekannt ist. Beispiele vielleicht ein andermal. Diese Gleichheit der Bezeichnung kommt aber nicht daher, daß das europäische Binnenland der einst hebräische Völkerstämme beherrschte, sondern daß Mittel- und Südpalästina vor dem Eindringen der Hebräer u. a. von indogermanischen Stämmen mit keltischem Idiom bewohnt gewesen ist, wie dies in weiten Landstrichen Vorderasiens überhaupt und ebenso in Europa der Fall war. In all diesen Ländern ist ein großer Teil der keltischen und vorkeltischen Flurnamen erhalten geblieben. Es sind deshalb die bei uns noch vorkommenden alten Namen der heiligen Schrift nicht hebräisch, sondern Fremdwörter der hebräischen Sprache. Die Behauptung meines Kommilitonen Brennowitsch läßt sich also mit dem Hinweis auf die Übereinstimmung der Flurnamen nicht halten.

Auffällig ist nun, daß unsere neueren Etymologen einen ähnlichen Fehler begehen. Es wird da und dort behauptet, daß Völkerstämme, die in geschichtlicher Zeit aus irgend einem Grund ihren Wohnsitz gewechselt haben, gewisse Flurnamen auf weite Strecken mitgenommen und wiederverwendet hätten. Diese Feststellung ist aber höchstens mit weitgehenden Einschränkungen zutreffend. Das für den Unkundigen geradezu verblüffende Vorkommen gleicher Flurnamen weit über die Grenzen der germanischen Länder hinaus hat seinen Grund nicht im Wohnsitzwechsel der uns aus der Geschichte bekannten Völkerstämme, sondern ebenfalls in der Gleichheit der altkeltischen Untersicht dieser Völker.

So bedeutet im Altgälischen das Wort corr oder caer „Stadt“ (vgl. franz. gare), corbi oder corbill „kleine Stadt“ oder „Dorf“, worauf u. a. folgende Ortsnamen zurückzuführen sind:

Corbe im alten Galatien, Corbio im ehem. Latium, Corbia in Sardinien, Corb in Württemberg, Corb in Baden, Corvey

an der Weser, Corbie bei Amiens, Corbilo im alten Gallien, sämtlich zu deutsch „kleine Stadt“, ferner Corinth, deutsch „Felsenstadt“, Cortona im alten Etrurien, deutsch „Bergstadt“, Córdoba in Spanien, deutsch „große Stadt“. Es dürfte ohne weiteres klar sein, daß diese Verbreitung des Wortes corr nicht auf Wanderungen abendländischer Volksstämme im Mittelalter oder gar in der Neuzeit zurückzuführen ist.

Als weiteres Beispiel sei auf die Ortsnamen Cambridge, Hamburg, Hambrücken bei Bruchsal und Campfer im Oberengadin (entstanden aus Cham-fior) hingewiesen. Auch hier hat die Übereinstimmung der ersten Silbe ihren Grund offensichtlich nicht in einer Auswanderung oder zwangsweisen Verpflanzung aus der Geschichte bekannter Völker. Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß einmal Angela oder Sachsen nach Rätien gewandert sind, und dabei gerade in der Umgebung von Bruchsal einige Stammesgenossen zurückgelassen haben. Cham heißt „krumm“ und fior „Wasser“. Besagte Ortsnamen bedeuten deshalb „krumme Brücke“ bzw. „Brücken“, „krumme Burg“ und „krummes Wasser“, womit die Landseen oberhalb St. Moritz gemeint sind. Hamm und Hameln haben allerdings nichts damit zu tun; ersteres kommt von felt, am „Wohnstätte“ und letzteres heißt zu deutsch der „Bergort“. Das aspirierte „a“ in Hameln stellt den bestimmten Artikel dar wie das „e“ in Hebräer und das „o“ in Obenovié.

Aber auch bei kleineren Ortsentfernungen innerhalb unseres heutigen Vaterlands gilt das gleiche. So ist die erste Silbe von Schlierbach (heut Hesse-Nassau) und von Schliersee (Oberbayern) zweifellos unmittelbar von der altkeltischen Untersicht übernommen worden. Im Keltischen heißt di-lyri (gezielt gesprochen liri) „kleiner Bach“, also in einem Wort „Bächlein“. Dieser einfache Begriff war im hochentwickelten Keltenland natürlich schon viele hundert Jahre im Gebrauch, ehe die Germanen am Mittel- und Unterlauf der Elbe, Oder und Weichsel überhaupt nach Süden und Westen in Bewegung geraten sind.

Und wie steht es endlich, wenn man den Kreis noch enger zieht, beispielsweise mit „Rappen“ in Rappenaun (Amt Sinsheim), Rappenaun (Karlsruhe), Rappenaun (Kehl), Rappenaun (Wolschach), Rappenaun (Triburg), Rappenaun (Bellingen), Rappenaun (Engen), Rappenaun (Weberlingen)? Hier läßt sich erst recht keine Verschleppung feststellen, weil bei mäßigen Entfernungen die gleichbenannten Derislichkeiten meist demselben — im vorliegenden Falle dem schwäbisch-alemannischen Sprachgebiet angehören. Dazu kommt hier, daß auch das Wort Rappen auf ein keltisches Wort zurückzuführen ist. Erklärt man nämlich „Rappen“ als oberdeutsche Verhärtung aus „Raben“, so gerät man in nicht unerhebliche Schwierigkeiten, die bei der Ableitung aus dem Keltischen sämtlich wegfallen. Rappenaun kann nicht wohl „Rabeninsel“ heißen, denn die Raben nähren sich von Landtieren und bleiben deshalb dem Wasser fern, solange sie können, und in Rappenaun und Umgebung finden sich zudem keine Inseln vor. Auch was ein Rabenaun, ein Rabenaun, ein Rabenaun oder ein Rabenaun sein soll, ist

nicht klar, weil die Raben nur auf Bäumen nisten (bzw. genistet haben). Es muß deshalb angenommen werden, daß wir in „Rappen“ einen deutschen Gleichklang zu keltisch rapper, deutsch Räuber, vor uns haben (vgl. Rappersweier, Amt Schopfheim, und Rapperswil am Züricher See), ferner daß „au“ in Rappenau für kelt. avi „Hof“ und „ca“ für kelt. aighe „Höhe“ (engl. high) steht. Nun bekommt die Deutung Hand und Fuß:

Alle Rappen sind „Räuber“. Du lachst, geneigter Leser, weil du nicht bedenkst, daß es zu allen Zeiten mehr Räuber als Raben gegeben hat.

Rappenau heißt deshalb „Räuberhof“, Rappened „Räuberneft“ und der Name unseres herrlichen Strandbades Rappenwört bei Karlsruhe bedeutet nicht „Rabeninsel“ sondern „Räuberinsel“.

## Karl Lang / Das badische Infanterieregiment von Porbeck und der siebenjährige Volkskrieg auf der Pyrenäenhalbinsel 1808 - 1814

(Ein Kapitel deutscher Tragik)

### III. (Schluß.)

Am 16. Mai 1810 wurde Leutnant Heres samt seinen 50 Mann von einer 400 Mann starken Guerilla zusammengehauen.

Im selben Monat wurde Leutnant von Holzling im Orte Pilo in der Mancha nächtllicherweise von einer 1600 Mann zählenden Guerilla überfallen. Nach dreimaliger vergeblicher Aufforderung, sich zu ergeben, steckte sie die Station in Brand. Holzling suchte sich mit dem Bajonett durchzuschlagen. Dabei ging nahezu die ganze Abteilung zugrunde, er selbst fiel schwer verwundet in Gefangenschaft. Nur wie durch ein Wunder entging er der Ermordung. Diesen Kampf und seine vierjährige Gefangenschaft im Kerker zu Alicante hat er in einem sehr anschaulichen, anscheinend sehr selten gewordenen Büchlein (Freiburg 1824) geschildert. Er schreibt: „Ein treues Gemälde von der grausamen unmenschlichen Behandlung zu entwerfen, welche ich dulden mußte, liegt nicht in den Gränzen der Möglichkeit . . . es würde noch die Wirklichkeit verläugnen, wenn ich auch die grellsten Farben auftrüge.“ Doch nicht alle Kämpfe führten zur Vernichtung. So erwehrte sich Leutnant Bayer in einer verschanzten Kirche mit nur 28 Mann einer 800 Köpfe starken Guerilla; er küßte allerdings dabei 20 Mann ein. Ganz übel stand es um Kranke und Verwundete auf den gottverlassenen Stationen, übrigens auch in den Lazaretten. Es fehlte überall an Aufsicht, Sorgfalt und Medikamenten; dazu kam das Bestreben höherer Stellen, sich zu bereichern. Die sich immer wiederholenden Scheußlichkeiten erweckten in den beklagenswerten Truppen eine begriffliche Wut: jeder Brigant, der ihnen in die Hände fiel, wurde niedergemacht oder aufgekümpft. Zu diesem Zwecke führten die Zimmerleute des Regiments, die dies Geschäft besorgten, immer eine gehörige Portion von Stricken im Tornister mit.

Im Juni 1810 traf der zweite und letzte Ersatz, 658 Mann ein; er reichte lange nicht zur Deckung des Abgangs aus.

Nicht minder qualvoll gestaltete sich das Jahr 1811. Die endlose Anspannung schlug nun in Erschlaffung, in eine unheimliche Gleichgültigkeit gegen den Tod um. Der Soldat schlug sich immer noch brav, aber ohne Schwung. Uebrigens bestand die Rheinbunddivision nur noch dem Namen nach. Die Holländer wurden infolge der Einverleibung Hollands in die französischen Regimenter gesteckt. Das unglückliche Regiment Hessen-Darmstadt rückte nach der von den Franzosen eroberten Festung Badajoz ab, bei deren späteren Erstürmung durch die Engländer 1812 es seinen Untergang fand.

Eine willkommene Abwechslung brachte ein Erkundungsvorstoß gegen die Seefestung Valencia. Größere Gefechte bestand die Truppe bei Alcazar San Juan, Toboso, Templeque, Villafranca u. a. D. Doch bevor die von General von Neuenstein geführten Badener und Frankfurter vor Valencia eintrafen, hatte sich die Stadt mit 12000 Mann dem Marschall Soult bereits ergeben (9. Januar 1812). Immerhin hatten die Deutschen die Genußtunung, auf diesem Zuge die Bande des Blutgierigsten aller Guerillaführer, Francisquetes, der auch die Abteilung Holzling vernichtet hatte, zu überfallen und den Führer zu töten. Bei einem anderen gegen den Kriegshafen Alicante unternommenen, jedoch mißglückten Handstreich (Januar 1812) erreichte das Regiment in dem schönen, aber damals von der Seuche des gelben Fiebers heimgesuchten Murcia seinen südlichsten Punkt auf der Halbinsel.

Mit dem Jahre 1812 begann die dritte Periode der spanischen Kämpfe. Es trat ein völliger Umschwung der Dinge ein. Das Glück wich von den französischen Heeren. Schuld daran war die unerhörte Ausnützung der Truppen, die Uneinigkeit der Marschälle, die vorsichtige Beharrlichkeit des „eisernen Herzogs“, der „avec l'acharnement de la mouche chassée“ kämpfte, vor allem aber die Einwirkung der schwerwiegenden politischen und kriegerischen Vorgänge im Norden Europas. Napoleon brachte es nicht über sich, das spanische Abenteuer zu liquidieren, und doch zog er immer mehr Truppen aus der Halbinsel heraus, um sie in Rußland einzusetzen.

Wellington eroberte Ciudad Rodrigo und Badajoz und bereitete dem Marschall Marmont am 22. Juli in der Schlacht auf den Arapilen bei Salamanca eine vernichtende Niederlage.

Der mit der Armee des Zentrums heraneilende Schattenkönig Joseph kam zur Rettung des Marschalls zu spät, machte kehrt, gab Madrid preis und marschierte durch die Mancha in der Richtung Valencia, um sich hier mit dem nur schweren Herzens von Cadix loslösenden Marschall Soult zu vereinigen. Den Deutschen wurde dabei die hohe Ehre zuteil, die 3000 Kutischen und Wagen des Hofstaates zu decken. Von früh 9 Uhr bis nachts 9 Uhr wurde durch Staub, Sonnenglut und Verwesungsgestank marschiert. Alle Ortschaften waren verödet, qualender Mangel an Nahrung und Wasser stellte sich ein. Die Wasserläufe waren ausgetrocknet. Durch die Schwärme der Guerillas hindurch mußten es Kompagnien von weither in den Hochgeschirren herbeiholen. Die Truppe gieng in ihrem Neuzerker einer Räuberhorde, als sie endlich am 29. August das schöne Gartenland Valencia betrat.

Nach der Vereinigung mit Soult schritt Joseph zur Wiederoberung seiner Hauptstadt, in der er nach Wellingtons überraschendem Zurückweichen wieder einzog. In Gewaltmärschen hegte Soult durch starrende Felsgebirge bei schweren Regengüssen hinter den Engländern her. Obgleich im ganzen Heere, auch bei den Deutschen, ein brennender Haß gegen die Engländer lebte, brach die Verfolgung bei Salamanca in sich zusammen. Die Armee konnte einfach nicht mehr weiter. Seit 14 Tagen hatte sie nur von Eicheln gelebt, die Infanterie marschierte zum Teil barfuß. Soult stellte die Verfolgung ein.

Am 30. Dezember bezog Regiment Baden Standquartier in Aranjuez und trat unter Kämpfen mit den Guerillas in das schicksalsschwere Jahr 1813 ein.

Infolge des Untergangs der Großen Armee in Rußland ließ Napoleon 50000 Mann zum Teil auf Wagen auf den deutschen Kriegsschauplatz überführen. Die gänzliche Räumung Spaniens konnte nur noch eine Frage kurzer Zeit sein. Dem auf Ciudad Rodrigo und Badajoz gestützten Heere Wellingtons mußten immer neue Kräfte zu, seine Haltung deutete auf einen baldigen umfassenden Angriff hin. Joseph machte sich beizeiten reisefertig, trieb die letzten Steuern ein und ließ alles Wertvolle, auch die Kunstsammlung der spanischen Nation auf Wagen laden. Anfang März wurde langsam und stoffelweise der Rückzug auf Valladolid bewerkstelligt, Joseph verließ endgültig Madrid. Doch erst im Juni setzte die mit Bangen erwartete Offensive des englischen Führers auf der ganzen Front ein. Daraufhin setzten die Franzosen den Rückzug über Burgos nach Vitoria fort. Unablässig verfolgt und überflügelt ging die französische Armee schließlich hinter den oberen Ebro zurück. Regiment Baden betrat wieder den Boden, wo es vor sechs Jahren die Feuertaupe erhalten hatte. In einem Gelände, wo er seine treffliche Artillerie und Kavallerie nicht zur Geltung bringen konnte, ließ sich Joseph — Soult war verhängnisvollerweise auf das Kriegstheater im Norden abberufen worden — am 20. Juni 1813 bei Vitoria zur Entscheidungsschlacht zwingen, welche die Reste seines Heeres in die Pyrenäen hineinwarf. Er verlor seine ganze Artillerie und den Troß samt den 20 mit Gold beladenen Geldwagen. Nur mit knapper Not entging er selbst den stürmisch nachsehenden braunschweigischen Husaren. Er hatte zuletzt nur noch, was er auf dem Leibe trug, und ließ sich auf dem weiteren Rückzug von einem General ein Hemd zum Wechseln geben. Dank der kalten, besonnenen Führung des Generals von Neuenstein kam das von der hannoverschen und braunschweigischen Reiterei gehegte Regiment Baden mit einem Verlust von 125 Mann und seiner Geschütze davon. Wie an der Beresina, so deckten auch hier badische und hessische Verbände den über Pampeluna durch das sagenberühmte Tal von Nonceval gehenden Rückzug bis zuletzt. Es galt dabei nicht nur die nachdrängenden Engländer, sondern auch die fanatischen baskischen Gebirgsbewohner abzuwehren.

Nun übertrug der Kaiser wieder Soult den Oberbefehl. Noch einmal gelang es diesem rastlosen und unerschütterlichen Feldherrn, die Armee mit neuem Schwunge zu beleben.

Allein seinen verzweifelten Anstrengungen, in den Schlachten in den Pyrenäen und an der Bidassoa, das Blatt zum Bessern zu wenden, blieb der Erfolg versagt. In diesem letzten

ist war Regiment Baden — nunmehr nur noch ein 500 Gewehre starkes Bataillon — nahezu vom Feinde umringt. Da kam ihm ein Wolkenbruch, der alle Sicht nahm und die Gewehre nicht mehr losgehen ließ, zu Hilfe. Mit raschem Entschlusse stürzte es sich in die hochgehende Bidassoa und entging mit dem Verluste von einigen Ertrunkenen der englischen Gefangenschaft.

Am 31. Oktober wurden die Deutschen plötzlich aus der Kampflinie zurückgezogen; man traute ihnen nicht mehr so recht, seitdem Nachrichten von Leipzig und dem Abfall der Rheinbundfürsten eingelaufen waren. Mit bisher nicht gewohnter Aufmerksamkeit behandelte Soult den nassauischen Obersten von Kruse, der an Stelle des nach Deutschland abgegangenen Neuenstein die Heberbleißel der Rheinbunddivision führte. Ja, er bemerkte ihm schmeichelhaft: „C'est vous, colonel, qui êtes à la tête de mon bataillon sacré“. Er ahnte freilich nicht, daß in diesem Augenblick der wackere Offizier bereits erwog, wie er dem Befehl seines Landesherren, zu den Engländern überzugehen, nachkommen könnte. Am 13. Dezember fiel dichter Nebel. Kurz entschlossen machten sich Regiment Nassau und Bataillon Frankfurt diese Fügung zu nutzen. Die mißtrauisch gewordenen Franzosen mit gespanntem Hahn sich vom Geiße haltend, gingen sie zu den sie mit Jubel empfangenden Braunschweigern über. Da sie gegen ihre bisherigen Waffengefährten nicht kämpfen wollten, wurden sie auf Transportschiffen über England nach Hause gebracht. Sie erlitten

jedoch an der deutschen Küste Schiffbruch, nur die Hälfte sah die Heimat wieder.

Das badische Bataillon, das keinen entsprechenden Befehl von seinem Landesherren erhalten hatte und sich Kruses Aufforderung, mit überzugehen, versagte, mußte für seine heftigen Landsleute büßen. Der wütende Soult ließ es vor Bayonne in einem Ring von drei Infanterieregimentern und schußbereiter Artillerie entwaffnen und erklärte es für kriegsgefangen. Sogar die Musikbände mußte ihre Instrumente hergeben. Als die Mannschaften endlich erfaßten, was vor sich ging, schlugen sie ihre Gewehre, mit denen sie in langen schrecklichen Jahren für die französische Gloire gekämpft hatten, in Stücken. Offiziere und Mannschaften wurden getrennt. Erstere internierte man in der Normandie, letztere in Bourg département de l'ain, bis sie im Mai 1814 der erste Pariser Friede der Freiheit und Heimat wiedergab.

Das Infanterieregiment Baden hat dem „erhabenen Protektor des Rheinbundes“ in diesem frevelhaften Krieg ein Blutopfer von mehr als 3000 (Mannschaften) an Gefallenen, Ermordeten, Vermissten, in Spitalern Verstorbenen und Verkrüppelten dargebracht. Vom Offizierkorps liegen 24 in spanischer Erde begraben. Bei 5 von ihnen lautet der Vermerk „ermordet“, bei 3 „zusammengedreht von Guerillas“.

Das ist in ganz groben Strichen ein Bild vom Kämpfen, Leiden und Sterben eines deutschen Regiments für ein fremdes Volk.

## Eugen Singer / Der gekreuzigte Pfarrherr / Nach einer alten Ortsfage aus Grünwettersbach

Der Weg zum Schauplatz unserer Sage: „Der gekreuzigte Pfarrherr“ führt an der Hedwigsquelle vorbei hinauf zum Ruß (332 Meter ü. d. M.), zu einem der schönsten Aussichtspunkte in der Umgebung Karlsrubes. Der Blick ins Albthal, nach den nahen und fernen Bergen des Schwarzwalds, übers Kraichgauer Hügelland bis zum Odenwald ist sehr schön. Höhen und schmale, tief eingeschnittene Täler wechseln ständig ab. Weißschimmernde Straßen ziehen durch die Talgründe, steigen bergan und verlieren sich gleichsam in endlosen Weiten. Da und dort leuchten die roten Ziegeldächer verstreut liegender Dörfer und Höfe über den Wäldern auf. Wunderbar zartgrüne Saalfelder dehnen sich dazwischen. Breit und behaglich strecken sich Wald und Feld in der Sonne. Schatten dahinziehender Wolken gleiten darüber hin. Ein Bild des Friedens von unbeschreiblicher Anmut, aber auch des Fleißes, der Mühe und Arbeit unseres Landvolkes. Und doch hat auch dieser Teil unserer engeren Heimat viel schweres Leid erdulden müssen.

Noch heute finden wir in den umliegenden Wäldern die Lärm- und Marmeladen, in welche die Einwohner mit ihrer beweglichen Habe flüchten mußten, wenn der Feind mit Morde und Brennen über das Land hereinbrach. So kann auch das Dorf Grünwettersbach von jenen Zeiten erzählen, da fremde Völker unsere liebe Heimat als Tummelplatz für ihre habgierigen Wünsche betrachteten.

Das siebzehnte Jahrhundert war überhaupt eine Zeit des Schreckens, der Verwüstungen und voll des menschlichen Jammers und Elends. Alles nur deshalb, weil Deutschlands Stämme uneins waren. So fochten Markgraf Wilhelm von Baden auf der Seite der Kaiserlichen und Markgraf Georg Friedrich auf jener der Schweden. Der Dreißigjährige Krieg tobte in den deutschen Landen. Die Bewohner der beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach wurden infolgedessen bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen schwer heimgesucht.

Es war am 26. 4. 1622. Die Schlacht bei Wimpfen zwischen Tilly und Markgraf Georg Friedrich von Baden ging für den Markgrafen verloren. Das Tillysche Heer drang in die Markgrafschaft Baden-Durlach ein, übte die furchtbarste Rache an den armen Untertanen des Markgrafen; besonders die Kroaten hausten gar entsetzlich im Lande.

Wir haben heute noch geschriebene Zeugen aus jener Zeit. Die Felder waren zertreten, verwüstet und lagen verlassen da. Menschen und Tiere, von Haus und Hof verjagt und vertrieben, irrten hungrig durch die Wälder, bis sie an einen Ort kamen, der noch nicht so hart heimgesucht war, und von mitleidigen Volksgenossen aufgenommen wurden. Die Aufnahme währte jedoch nicht lange, da auch hier die Furie des Kriegs hereinbrach und die Bewohner zur Flucht zwang.

An einem schönen Frühlingsabend des Jahres 1622 saß der junge Pfarrherr Matthäus Faber von Grünwettersbach mit seiner Familie vor seinem Hause, das neben der Kirche stand. Er sah die Dorfstraße hinunter, wo im Scheine der untergehenden Sonne sich eine kleine Kinderschar am Spiel erfreuet. Hell drangen die Kinderstimmen zu ihm herauf. Da ein Schrei: „ein Wolf!“ und die Kinder stoben davon um sich

in die Häuser zu retten. Aus dem nahegelegenen Walde kam ein Hund geschlichen, den eines der Kinder für einen Wolf angesehen hatte. Langsam kam das scheue Tier die Dorfstraße herauf und blieb in der Nähe des Pfarrherrn stehen. Schon wochenlang mußte es in den Wäldern umhergeirrt sein. Es war elend mager. Das struppige Fell starnte vor Schmutz.

Der Pfarrherr hat seine Frau, für den Hund eine warme Brotsuppe zu bereiten, näherte sich ihm dann und lockte ihn an den Bach, der am Haus vorbeifloß. Der älteste Bub des Pfarrherrn brachte einen Bündel Besenginster, und willig ließ sich der Hund damit das Fell reinigen. Wohlgefreude er sich in dem kühlen Wasser, das ihm kaum bis an den Hals reichte. Mit seinen klugen Augen sah er zu dem Pfarrherrn auf, als wollte er für diese Wohltat danken. Langsam folgte das Tier seinem neuen Herrn. Mit großem Behagen verzehrte es die Brotsuppe, die ihm die Pfarrherrin brachte. Unterdessen war ein Strohlager unter der Freitreppe des Hauses zurechtgemacht. Der Hund sollte hier unangekettelt die Nacht verbringen.

Am frühen Morgen des andern Tages, da der Pfarrherr nach dem Tiere sehen wollte, kam es ihm schon auf der Freitreppe entgegen und sprang voll Freude an ihm empor. Er begleitete den Herrn in den Turm der Kirche, da die Frühglocke geläutet werden mußte. Später dann ging das Tier mit in den Stall, wo eine Kuh und zwei Ziegen auf das Futter warteten. Auch der Hund erhielt seine warme Suppe. So vergingen Tage und Wochen. Der Hund hatte sich rasch heimgefunden, hörte auf den Ruf Strupp und begeitete jeden Morgen in der Frühe den Pfarrherrn in die Glockentube. Strupp machte es Freude, nach dem hüpfenden Glockenseilende zu schnappen und daran zu ziehen. Lächelnd ließ es der Pfarrherr gewähren, nicht ahnend, daß dieses harmlose Spiel des Tiers ihm einmal das Leben retten sollte.

Ende Mai des Jahres 1622 war Tilly nun auch in den Kraichgau eingebrochen. Sein Oberst Schmidt hatte die kleine Festung Hilsbach eingenommen und die Soldateska durchschwärmte im Umkreis von vielen Stunden die Gegend, um die ungeschützten Dörfer und ihre Bewohner zu brandschatzen. Das menschliche Gefühl sträubt sich, zu sagen, welche Untaten und Greuel hierbei begangen wurden. Die Schlösser in Hilsbach, Flehingen, Menzingen, Königsbach und Durlach lagen voller Truppen. Die Bauern der umliegenden Dörfer waren alle flüchtig gegangen, und so gelangte unter Führung des Bauern Johannes Roth aus Flehingen eine Schar Bauern nach Grünwettersbach. Auf die dringenden Mahnungen hin bewog endlich der Pfarrherr die Bewohner seines Dorfes, mit der wertvollsten beweglichen Habe, besonders aber mit dem Vieh, in den nahen Wäldern sich zu verbergen. Es wurden große, runde Löcher gegraben, im Gebüsch versteckt und mit jungen Bäumen und Gestrüpp gegen die Witterung abgedeckt. Der Pfarrherr selbst aber blieb im Dorfe zurück.

Schon zwei Tage später, gegen Mittag, kamen zwei Trupps Tillyscher Soldaten das Tälchen herauf nach Grünwettersbach. Sie zogen nach dem hochgelegenen Pfarrhofs, der ob seiner Größe auffiel, weil er eben das stattlichste Gebäude im Orte war. Der Pfarrherr stand auf der Freitreppe des Hauses.

„Wo sind die Bewohner des Orts“, frug der Anführer, ein noch ganz junger Offizier, dessen hübsches offenes Gesicht von einem breitrandigen Hute beschattet wurde.

„Fort sind alle, Väter, Mütter, Kinder, mit dem gesamten Vieh“, gab der Pfarrer ruhig aber bestimmt zur Antwort. Sie fürchteten alle um ihr Leben. Ihr habt doch auch noch eine Mutter, die sich um euch hangt und sorgt“, wandte sich der Pfarrer an den Offizier.

„Ihr müßt herausgeben, was meine Soldaten zum Leben brauchen, mehr will ich nicht, und ich kann euch nicht helfen“, befahl der Anführer. Er beauftragte einen Waibel, in den Häusern und in der Kirche zu holen, was für die Truppe brauchbar sei. Es soll jedoch hierbei nichts zerstört werden. Dem Pfarrer gab er aber einen Beutel voll Geld als Entschädigung. Dann marschierte er mit dem größten Teil der Soldaten weiter talaufwärts.

Kaum war der Offizier mit seinen Mannen oben im Tale verschwunden, als der Waibel mit seinen Helfern in die Häuser und in die Kirche einbrach, um alles Brauchbare herauszuholen. Besonders auf den Pfarrhof und auf die Kirche hatten sie es abgesehen. Die Beute aber befriedigte die Soldaten nicht. Drohend verlangten sie Brot, Wein, Vieh und Geld.

„Das Dorf ist arm und mußte schon einmal eine schwere Plünderung über sich ergehen lassen“, wehrte der Pfarrer ab. „Was uns nicht abhalten soll, sie noch gründlicher zu wiederholen“, entgegnete der Waibel, „gebt Ihr uns nicht den Bestand des vergrabenen Geldes an?“

„Wir haben keine Schätze versteckt“, erwiderte der Pfarrer. „Wir verfügen nur über die Kostbarkeiten, die wir in unserm Herzen tragen, die Liebe zu Gott, zu unseren Mitmenschen und zu unserer Heimat.“

„Genug damit, bindet den Menschen“, befahl der Waibel, „wir werden ihn schon zum Sprechen bringen.“

Die Soldaten zogen den Pfarrer von der Treppe herunter und hieben auf ihn ein. Strupp sprang herbei um seinen Herrn zu beschützen. Ein Fußtritt des Waibel schleuderte das Tier wieder mitten auf die Straße, wo es in einiger Entfernung stehen blieb, als wäre es unschlüssig, was es nun tun

sollte. Unverwandt aber blickte Strupp hinüber nach den Menschen, die seinen Herrn der Scheune zu stiechen.

Der treue Hund erkannte, daß seinem Wohltäter Leid geschah. Drüben stand die Türe zum Kirchturm offen. Unbemerkt sprang er hinauf in die Glockenstube. Das ganze Dorf mußte ja herbeikommen, wenn er an dem Seile zerrte. So war es doch immer, wenn sein Herr hier war.

Am Scheunentor stand der Pfarrer mit weit ausgestreckten Armen. Die Unmenschen hatten ihn an das Scheunentor genagelt. Sie wollten ihn zum Geständnis zwingen. Es kam aber kein Laut über seine Lippen, so sehr die Soldaten auf ihn einschrien. Mitten im größten Lärm schlug die Glocke an. Erst leise und schwach, dann lauter und stärker drang der eiserne Ruf hinaus in das Land.

Wie erstarrt standen die Marodeure und sahen sich fragend an. Keiner von ihnen dachte an den Hund. Der Waibel sah zu dem Pfarrer hin, dessen Angesicht wie verflärt erschien. Mit seinem Schwert wollte er auf ihn eindringen, als plötzlich ein fahler Blitz über die Gegend zuckte. Ein heftiger Donnerschlag folgte. Noch war der Widerhall im Gebirge nicht verhallt, fuhr ein zweiter Blitz in die neben der Scheune stehende hohe Tanne und tötete drei Soldaten. Nun folgte Schlag auf Schlag. Ein sehr schweres Wetter war hinter dem Wald heraufgezogen. Schwarz verbrannt lagen die drei Erschlagenen.

„Gottesgericht“, schrie der Waibel und rannte wie von Furien gejagt die Dorfstraße hinunter, seine Soldaten ihm nach, ohne Beute, den Pfarrer seinem Schicksal überlassend. Und noch läutete die Glocke. Droben im Gebirge vernahmten die Bewohner des Orts Grünwettersbach ihren Ruf und kamen eilends von den Bergen herab. Die Feinde waren fort, das furchtbare Wetter war so rasch weitergezogen als es gekommen war. Die ersten Geflüchteten stiegen auf den Turm und fanden den Hund leuchtend auf dem Boden liegen. Erstaunt warfen sie einen Blick durch die kleine spitzbogige Fensteröffnung und sahen ihren Pfarrer am Scheunentor angenagelt. Die Männer eilten die Treppe hinab, um diesem Jammerbild ein Ende zu machen. Sie konnten ihn noch retten, der ihre Heimat vor dem Untergang bewahrt hatte.

## Schrifttum und Heimatkunde

### Hermann Schnellbach

Der badische Dichter Hermann Schnellbach (geboren am 16. April 1884 zu Neckargemünd) hat sich vor allem mit literarischen und kunstgeschichtlichen Aufsätzen, heimatkundlichen Beiträgen und gemütvollen Skizzen einzuführen vermocht. Auch in verschiedenen Kirchenblättern erschienen in den letzten Jahren erbauende Betrachtungen und Geschichten aus der Feder Hermann Schnellbachs, der nach seinem Mannheimer Abitur 1902 die Universität Heidelberg bezog, um Theologie zu studieren, dann aber durch ein zunehmendes Gehörleiden gezwungen war, nach bestandnem ersten Examen das Studium aufzugeben. Die folgende Zeit seelischen Ringens wurde durch eine kurze Tätigkeit im Verlag von Salzer, Heilbronn, und im Sekretariat des bekannten Politikers D. Friedrich Naumann in Berlin unterbrochen. Während des Krieges war Schnellbach zwei Jahre im Karlsruher Garnisonlazarett beschäftigt; seit 1921 ist er Beamter des Finanzamtes Mannheim. Wer den tapferen Kämpfer und lebenswerten Menschen kennt, weiß, wie schwer er an seinem Schicksal getragen hat, ehe er es im gläubigen Ausblick zu Beethoven, dem er in seinem noch unveröffentlichten Lebensroman „Der stille Weg“ ein unsichtbares Denkmal gesetzt hat, zu meistern begann. Außer dieser Arbeit liegt ein weiteres Manuskript, „Die große Treue“ (ein Roman um den Winterkönig) druckfertig vor. Als Buch erschienen ist bisher nur die von glühender Heimatliebe diktierte Erzählung aus dem Neckartal „Um Heidelberg die Burgen“ (im Paul-Bräun-Verlag, Heidelberg, 1931), auf die bei dieser Gelegenheit noch einmal empfehlend hingewiesen sei. Zur Zeit arbeitet Hermann Schnellbach an einem Roman, „Das Haus zum silbernen Schiff“, in dem er die Schicksale seiner von den Hugenotten stammenden Vorfahren zu schildern unternimmt. F. D.

### Die Kunst der Landschaft am Mittelrhein

„Das Bild“, Monatschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe i. B. (Verlag C. F. Müller, ebenda, Jahrgang 1934, Heft 3. Preis im Dauerbezug nur 1 RM., einzeln 1,25 RM.)

Das Heft gilt der Landschaft am Rhein, etwa zwischen Karlsruhe und Mainz, die Goethe zur oberrheinischen zählte, heute aber als mittelhheinische bezeichnet wird. Aus diesem Gebiet bringt Friedrich Behn, Mainz, zwei Meisterwerke frühgermanischen Kunstgewerbes mit Abbildungen und kurzem Begleittext. Der Hauptnachdruck des I. Teiles liegt auf der Darstellung der Kaiserdomen zu Speyer, Worms und Mainz und

auf der Bedeutung namentlich des grundlegenden Konradsbauers zu Speyer für den Schritt aus der Baukunst der Sachsenkaiser mit den beherrschenden Mauermassen zu den aufstrebenden Ordnungen der Stützen und Dienste, die in der Wölbung münden. Einleitende Worte von H. A. Wähler und Betrachtungen zu den Bildern von Dr. Gerda Kircher wollen dazu beitragen, daß die deutsche Kunstwissenschaft sich von den aus rassistisch fremden, ja feindlichem Ausland stammenden, irreführenden Stilbezeichnungen „Romanik“ und „Gothik“ löst. Mit einem Aufsatz über die „Markgräfin Karoline Luise von Baden“ aus der Feder Dr. Gerda Kirchers wird der Uebergang in die Neuzeit vollzogen, wobei die künstlerische Kultur der aufstrebenden Stadtgründung badischer Fürsten etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts eingehende und fesselnde Beleuchtung erfährt. Der Direktor des kurpfälzischen Museums zu Heidelberg, Dr. Karl Rohmeyer, steuert eine seiner wertvollen Wiederentdeckungen vergessener deutscher Künstler bei mit einer Abhandlung über Karl Happel, den Genremaler aus Heidelberg (1819 bis 1914), von dem einige reizende Bildbeispiele gezeigt werden. Sehr gut schließt sich an diese wiedermeierliche Kunst die Wiederentdeckung des Gedächtnisses an zwei weitere Heidelberger Meister, Theodor Verhas und Karl Weyher, mit denen die Uebersicht „Von deutscher Malerei am deutschen Strom“ von Bettina Feistel-Rohmeyer eingeleitet wird. Eine reiche Schaulust deutscher Kunst leitet aus der Gründungszeit der Karlsruher Akademie (Feodor Diez) über die engverwandten Meister: Gustav Schönleber, Paul von Ravenstein, Friedrich Kallmorgen und Hermann Baisch zu Ludwig Dill, Wilhelm Trübner, Fritz Boehle und zu jüngeren Meistern über, die kürzlich an die neue Hochschule der bildenden Künste zu Karlsruhe berufen wurden. Inmitten all der Werke von ausgesprochenem deutschem Formwillen und Gemütsinhalt wirkt die Klassizität Anselm Feuerbachs einigermaßen fremdartig, dessen „Gastmahl des Plato“ aus der Badischen Landeskunsthalle gezeigt wird. Ein weiterer, mehr kunstgeschichtlicher Aufsatz W. Feistel-Rohmeters, „Was zu Heidelberg begann“ . . . ist dem Andenken Henry Thodes gewidmet. Den Schluß größerer Abhandlungen bildet der Bericht über die Gründungsitzung des Denkmalsauschusses für das Schlageter-Nationaldenkmal auf dem Belchen. Aus dem „Deutschen Kunstbericht“ des Anhangs sind besonders hervorzuheben „Goldene Worte des Reichspropagandaministers Dr. Goebbels“ über Kunst und eine Ansprache des Reichsinnenministers Dr. Fricke bei Eröffnung der Pflanzausstellung in Berlin. Als besonderer Schmuck des reich ausgestatteten Heftes ist das farbige Titelblatt hervorzuheben, das den Kaisermantel aus Meß wiedergibt.